möglich, eine gezielte Pflege auch der seltenen Mischbaumarten Linde, Ahorn, Wildkirsche etc., eine Baumartenwahl auf standörtlicher Grundlage sowie die Sicherung gefährdeter Waldbiotope.

Es bleibt zu hoffen, daß auf dieser Grundlage auch der erforderliche Schutz einer artenreichen Tier- und Pflanzenwelt im Lebensraum Wald verwirklicht werden kann.

Anschrift des Verfassers: Ministerialrat F. Rost, Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten des Landes Nordrhein-Westfalen, Roßstraße 135, 4000 Düsseldorf 30.

Waldnutzung heute

HANS-JÜRGEN WEGENER, Tecklenburg*

Aus der Forstrechtsgeschichte wissen wir, daß Wälder, Fischgewässer und andere Flächen, die seit dem 6. Jahrhundert von den merowingischen und karolingischen Königen zu „Forsten" erklärt wurden, außerhalb der öffentlichen allgemeinen Nutzung standen. Willkürliche Rodung sollte in ihren Grenzen verhindert und durch geordnete Rodung und Waldnutzung ersetzt werden. „Forst" bedeutet, ob man nun die lateinische oder die germanische Etymologie annimmt, immer gehegter Wald. Er mußte nicht eingezäunt sein, es genügte die symbolische Abgrenzung durch die königliche Banngewalt. Ein über tausendjähriger Sprachgebrauch, auf den wir Forstleute gern verweisen (MANTEL 1965).

Heute bekommt das Wort „Forst" einen ganz anderen Klang zugewiesen. Man hört ihn immer wieder, zuletzt konnte man darüber am 7. 11. in der FAZ lesen. Da war in einem interessanten Beitrag über pollenanalytische Ergebnisse aus den Vogesen die Rede vom normalen gemäßigten Laubwald, aus dem sich durch weiteres Vordringen von Kiefer und Fichte ein Forst entwickelt hatte. Laubwald - Fichtenforst. Schon eiszeitliche Vorgänge sind heute mit derart listigen Unterschieden befrachtet (STEINERT 1979).

Verhältnis Forstwirtschaft - Naturschutz

Nun möchte ich aber ohne große Umschweife den Problemen zu Leibe rücken, die mir zwischen Forstwirschaftlern und Naturschützern diskutierenswert erscheinen. Kaum ausgesprochen, muß ich Zweifel an meiner eigenen Formulierung anmelden. Kann man eigentlich Naturschützer und Forstwirtschaftler einander gegenüberstellen? Sie kommen doch nicht aus

* Vortrag auf der 27. Westfälischen Tagung für Natur und Landschaft (Waldnutzung und Forstplanung in Westfalen) am 10. November 1979 in Tecklenburg.

unterschiedlichen Lagern! Man ist ja doch wohl Naturschützer nicht von Beruf, so wie man Biologe, Landschaftsarchitekt oder Forstmann ist. Man kann Naturschützer sein, wenn man u. a. Biologie, Forstwissenschaft, Ökologie oder Landespflege studiert hat. Oder wenn man sich – ganz gleich welchen Beruf man ausübt – mit Engagement z. B. in der Arbeitsgemeinschaft für Naturschutz Tecklenburger Land betätigt. Je nach Neigung, Einsatzbereitschaft und beruflichem Auftrag ist man dann mit der so eminent wichtigen Aufgabe des Natur- und Landschaftsschutzes befaßt.

Lassen Sie mich bei diesem Gedanken noch ein wenig verweilen. Die Verantwortung, die jeder von uns trägt, der durch seinen beruflichen Auftrag in die Landschaft eingreift, wird von Jahr zu Jahr deutlicher. Die Diskussion um die Grenzen der Belastbarkeit unserer natürlichen Umwelt ist noch nie so lebendig gewesen wie zur Zeit. Dem Fachmann als Einzelkämpfer – ob er nun Landesplaner, Biologe, Forstmann oder Naturschutzbeauftragter ist – entgleiten seine Domänen. Wenn er nicht mit Berufsscheuklappen ausgerüstet ist, merkt er, welche Bedeutung das Gesetz von der Zunahme unerwarteter Nebenwirkungen bekommt. Er merkt vielleicht auch, daß das Neue nicht im Zentrum, sondern am Rande seines Fachgebietes angesiedelt ist. Unsere Zeit fordert mehr den je das Denken in großen Zusammenhängen, in Systemen, in denen die wichtigen Komponenten Markt, Politik, Wissenschaft, Technik, Kultur, Umwelt ihren Platz haben. Einseitigkeit ist nicht gefragt. Sie ist sogar gefährlich. Sie kann Kurzschlußhandlungen bringen, Begünstigung Einzelner, Unausgewogenheit und deren Folgen.

Einige berufsspezifische Positionslampen müssen allerdings noch gesetzt werden.

Unser Standort

Wir Forstleute sind in unserer Grundeinstellung – dem Wesen der Waldbewirtschaftung angemessen – fortschrittlich konservativ – eine Folge von Ausbildung und Berufsausübung. Langristiges Denken, enge gedankliche Verknüpfung mit den wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten, unter denen unsere Fachkollegen vor einem Baumalter gehandelt haben, bedingungslose Verpflichtung nachhaltiger Wirtschaft gegenüber und Bindung an den Standort sind einige Maximen, nach denen wir uns zu richten haben. Kein Nährboden für politische Tagesentscheidungen, für kurzfristiges Herumwerfen des Steuers, wenn es um den Wald geht und für Modeerscheinungen, die natürlich auch an uns nicht spurlos vorübergehen.

Wir Forstleute bekennen uns gern zur ökonomischen Seite unseres Berufes, zur wirtschaftlichen Leistung, was übrigens nichts mit grobschlägiger Holzproduktionsstätte zu tun haben muß. Die Wirtschaft ist nicht für

die Eskapaden der Technik verantwortlich. Die Technik muß von ökonomischer Vernunft gelenkt werden. Rationell und technisch perfektionierte Produktion ist meist Konsum, nicht Wirtschaft (KREMSER 1971).

Unser Streben nach gesundem, leistungsstarkem und gepflegtem Wald muß in Verbindung mit dem Geschehen in unserem sozialen System gesehen werden.

Forstwirtschaft ist Nachhaltswirtschaft. Begriff und Verpflichtung für jeden Forstmann. Das Prinzip der Nachhaltigkeit entwickelte sich im Forstwesen mit der Verknappung des Rohstoffes Holz - 200 Jahre ist das her. Man hatte erkannt, daß Holz und andere Waldprodukte keine Bodenschätze sondern Bodenfrüchte sind, die nicht endlos verbraucht werden können, daß der Verbrauch an jener Grenze haltzumachen hat, deren Überschreiten die Substanz gefährdet oder vernichtet (KREMSER 1971).

Nachhaltigkeit verlangt einen pfleglichen Umgang mit allen dem Forstmann anvertrauten Naturgütern. Nie darf mehr Holz genutzt werden als zuwächst, nie darf die Kraft des Bodens zerstört werden. Noch heute ist die Nachhaltigkeit Basis forstwirtschaftlicher Theorie und Praxis. Ein wahrhaft progressives Konzept, dessen Verwirklichung uns auch auf anderen Gebieten gut anstehen würde. Unser Leben hat dieses Prinzip noch nicht. Noch überwiegt das Bemächtigen, das Ansichreißen der Dinge, nicht das Hegen und Pflegen (KREMSER 1971).

Holz wird immer gebraucht

Die Nutzung des Rohstoffes Holz steht nicht im Widerspruch zu diesen Aussagen. Sie geschieht ja eben nachhaltig - wenigstens in unseren Breiten. In Europa z. B. nutzen wir jährlich 340 Millionen cbm Holz ohne Rinde und haben einen jährlichen Nettozuwachs von 390 Millionen cbm o. R.. In den Entwicklungsländern, den dicht besiedelten Regionen der Tropen und Subtropen mit geringen Waldflächen erleben wir Übernutzung und Waldzerstörung. Die regionalen Ungleichgewichte nehmen zu, im Jahre 2000 wird man in weiten Bereichen Afrikas und Asiens kein Brennholz mehr haben. In fast allen Entwicklungsländern ist Holz nach wie vor der einzige Brennstoff.

Waldnutzung durch Holzernte gehört zu unserem Leben. Die Pfahlbauten am Federsee sind ein sehr frühes Zeugnis systematischer Holzbearbeitung und gezielter Holzverwendung im Hausbau.

Der Schiffsbau des 17. und 18. Jahrhunderts ist ein Beispiel für die Übernutzung der Wälder. Hatte doch die englische Kriegsflotte am Ende des 18. Jahrhunderts 1000 Schiffe, die Handelsflotte 10.000 Segler. Für jedes Schiff

waren 5.000 – 10.000 cbm Holz nötig. Bei Trafalgar gingen 1805 130 Schiffe unter, das waren mehr als eine halbe Million cbm wertvollsten Holzes (KNIGGE 1978).

Die Rohstoffkrise des beginnenden 19. Jahrhunderts, die Robert Malthus zu seinen wirtschaftspessimistischen Aussagen brachte, war eine Holzversorgungskrise erschreckenden Ausmaßes. Sie ist übrigens die Geburtsstunde der Nachhaltigkeitsphilosophie. – Daß die Wälder wieder Vorräte ansammeln konnten, lag an der Atempause, die der Wald bekam, am technisch-wirtschaftlichen Fortschritt. Die zur Glasherstellung notwendige Pottasche wurde durch Soda ersetzt, die Eisenverhüttung erfolgte mit Koks, das Brennholz wurde durch Kohle abgelöst, das Holz als ausschließliches Baukonstruktionselement durch Stahl.

Vorgaben aus dem vorigen Jahrhundert

Wir können unsere heutige Art der Waldnutzung und Waldbewirtschaftung nicht ohne den geschichtlichen Hintergrund sehen. Junge, moderne Geschichte ist das, wenn man in forstwirtschaftlichen Dimensionen denkt. Der Wald, der 1830 gepflanzt wurde, ist heute 150 Jahre alt. Handelt es sich um Fichte oder Kiefer, wächst heute die zweite Generation.

Es ging zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht um das Landschaftselement Wald, sondern um die wirtschaftliche Grundlage für das Leben der Landbevölkerung und den Lieferanten des knappen Rohstoffes für die Industrie.

Wie sind Waldbesitzer und Forstleute mit der ihnen gestellten Aufgabe fertig geworden?

Wichtigste landeskulturelle und landespflegerische Aufgabe mußte die Ablösung der Berechtigungen sein. Die Verhältnisse waren erschreckend: Holzberechtigungen für Nutz- und Brennholz trafen den Wald allenthalben – hauptsächlich alle „unfruchtbaren" Bäume, also alle außer Eiche und Buche. In der Oberförsterei Böddeken gab es 1850 weder Esche, Ulme, Ahorn und Hainbuche noch Weichholz, älter als 20 Jahre. Räumden und Blößen herrschten dort vor, wo „unfruchtbare" Bäume bestandsbildend waren. Weideberechtigungen gehörten zum eigentumsgleichen Besitzstand der Berechtigten und waren Grundlage der Viehhaltung. Rindvieh, Schafe, Schweine und Pferde durften in den Wald. Alte, oft überalte lückige Bestände und vom Vieh zerstörte Verjüngungsansätze brachten ständig mehr Blößen. 1854 waren es in der Oberförsterei Hardehausen 1.500 Morgen.

Natürlich hatte es zu allen Zeiten Weideberechtigungen gegeben, nur es gab weniger Vieh und die straffe Ordnung der Markengenossenschaften

verhinderte Überweidungen. Die gab es jetzt. In der Försterei Bilstein z. B. weideten 1826 auf 750 ha Staatswald 915 Stück Rindvieh, 350 Schafe und 175 Schweine. Im Kreis Tecklenburg wurden 1818 rund 25.000 Schafe gehalten.

Die Streuberechtigungen waren zwar vielfach auf Forstunkräuter und Moos beschränkt, aber man holte sich natürlich Laub- und Nadelstreu, nahm die oberste Bodenschicht und hieb die Heide alle 5 - 6 Jahre ab. Eine Verdichtung des Heidefilzes war die Folge.

Gewiß gab es Handhaben gegen die Berechtigungen. Das Allgemeine Preußische Landrecht, die Gemeinheitsteilungsordnungen und das Preußische Landeskulturedikt hatten einschlägige Bestimmungen. Aber dies alles nutzte nicht viel. Die Gerichte hatten noch die gute alte Zeit im Auge und entschieden häufig zu Ungunsten des Waldes. Es war aber auch schwer für einen Außenstehenden, dem die Wünsche der viehhaltenden Bauern mehr einleuchteten, als die neuen Gedanken forstlicher Landespfleger. Mehr noch: die Berechtigungen brachten auch Hand- und Spanndienste der Berechtigten für den Landesherren mit. Ihr Wegfall mußte natürlich auch zum Ende dieser - zugegebenermaßen einseitigen - Bequemlichkeit führen.

Erst 1840/41 konnten sich die Neuenheerser Forstleute mit der begründeten Forderung durchsetzen, in Mastjahren nicht nur 1/8 der weidebelasteten Fläche, sondern 1/5 einzäumen zu können.

Trotz aller Schwierigkeiten - und sie waren erheblich, wenn man bedenkt, daß in der Oberförsterei Wünnenberg sogar einmal Militär gegen Berechtigungsauswüchse eingesetzt werden mußte - wurde die Ablösung mit aller Konsequenz durchgeführt. Und man ließ sich die Erreichung dieses Zieles etwas kosten! Die Oberförsterei Bredelar hat z. B. zwischen 1803 und 1838 40 % der gesamten Betriebsfläche - das waren rund 1.150 ha - für die Ablösung von Berechtigungen verwenden müssen.

Ende des 19. Jahrhunderts war die Berechtigungsablösung fast ganz abgeschlossen. Die Voraussetzung für eine geordnete Forstwirtschaft war gegeben. Fürwahr eine landeskulturelle Leistung ersten Grades!

Neben der Ablösung liefen Waldaufbau, Wiederbewaldung und Waldpflege. Es sah trostlos aus: lichte, blößenreiche Eichen- und Buchenbestände, unendliche Kahlflächen - die Oberförsterei Hardehausen bestand 1814 zu 40 % aus Blößen, das Amt Olpe hatte bei 55.000 Morgen Wald 30.000 Morgen Kahlflächen, der Kreis Recklinghausen war fast waldleer - vielfach verhagerte Böden, Holz-und Weideberechtigungen ohne Ende; Brennholzwirtschaft und die wachsende Holzverknappung schränkten die forst-

fachlichen Möglichkeiten derart ein, daß die junge Forstwissenschaft vor unlösbaren Problemen stand.

In Neuenheerse begann man 1813, wie vielerorts mit geregelten plenterartigen Verjüngungshieben der ohnehin schon lichten Laubholzbestände. Um 1830 war der Mißerfolg so offensichtlich, daß man auf Birkensaaten setzte. Das Ergebnis waren am Ende tausende von Morgen mit lückenhafter krüppliger Birke, zerzaust von Schnee- und Duftbruch, abständige Eichen und Buchen und darunter fußhohe Heidelbeere und Heide. Im Eggeteil der Oberförsterei begann 1838 die Umwandlung in Fichte, mit der man erste Erfahrungen schon seit 1780 gesammelt hatte - als Brennholzlieferant sah man sie, Eiche und Buche waren zu schade dazu. Häufig mußte sie sehr weitständig begründet werden, um die Waldweide garantieren zu können. Immer hatte man vor, die Fichte später wieder durch Laubholz zu ersetzen. Die anfängliche Zurückhaltung gegen diesen Baum wurde allerdings im Laufe der Zeit durch seine guten Eigenschaften abgebaut:

- billige, leichte Kultur und Pflege und schnelles Jugendwachstum
- die Ansicht des 19. Jahrhunderts, daß das Nadelholz durch die hohe Streuproduktion bodenverbessernd wirke
- die Kampfkraft der Fichte gegenüber Weichhölzern und der Hainbuche
- großer Nutzholzanteil bei niederen Umtriebszeiten
- hohe Massenleistungen auf Standorten, die der Buche keine optimalen Möglichkeiten bieten.

Aber es gab auch weite Bereiche mit guten Laubholzböden, die sich bei fachlicher Hilfestellung - und man war ja auf Laubholzwirtschaft ausgerichtet - besser bewirtschaften ließen. Buchenbestände und Buchenverjüngungen wurden mit Edellaubhölzern angereichert. Wo es eben ging, wirtschaftete man auf Laubholz. Übergeordnetes Ziel war die Hochwaldwirtschaft. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war es weitgehend erreicht.

Wiederbewaldung, Waldpflege, Überführung in Hochwaldwirtschaft - Maßnahmen unserer forstlichen Vorfahren im vorigen Jahrhundert - mit dem Wissen ihrer Tage ausgeführt. Sind das nicht überwältigende Leistungen gewesen? Landespflege im besten Sinne! Wurden doch Wunden geheilt, die die damalige Gesellschaft geschlagen hatte. Ich meine, die moderne Landespflege kann mit uns stolz auf unsere gemeinsame Basis sein (WEGENER 1978).

Neue Gesetze, neue Gedanken

Im 19. Jahrhundert gewann der Gedanke der Naturpflege bei der Bewirtschaftung der Staatsforsten, die Wahrung der landschaftlichen Schönhei-

ten, die Erhaltung und der Schutz besonderer Bäume und Baumbestände an Bedeutung. Die Geldeinnahmen standen nicht allbeherrschend im Vordergrund, die Nachhaltigkeit der Holzerzeugung verlor aber in keiner Weise an Wichtigkeit. Das Bayerische Forstgesetz von 1852, was gleichzeitig auch den Charakter eines für alle Besitzarten geltenden Waldschutzgesetzes hatte, mag als Beispiel dienen.

Preußen brachte durch einflußreiche Lobby gehindert trotz verschiedener Versuche nur regional begrenzte Teilbestimmungen zustande. Der Hilchenbacher Oberförster Bernhardt, späterer Leiter der Forstakademie Hann.-Münden und Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses war einer der engagiertesten Verfechter einer Schutzwaldgesetzgebung für alle Waldbesitzarten, ohne Erfolg.

Um die Jahrhundertwende gab es einen entscheidenden Einbruch in die Forstwirtschafts- und Waldpflegepolitik durch die vom Münchener Forstprofessor Endres vertretene Bodenreinertragslehre. Die Bayerische Staatsforstverwaltung wurde wegen ihrer sparsamen Holznutzung und der Anhäufung von Holzvorräten getadelt, höchste Rentabilität bei der Bewirtschaftung der Staatsforsten gefordert und die Fichte als rentabelste Baumart propagiert. Politische Schubkraft bekamen die Gedanken 1908 durch den Antrag Toerring. Er wurde von der Kammer der Reichsräte angenommen und der Bayerische Finanzminister erklärte sich mit der Tendenz des Antrages einverstanden. Eine Denkschrift der Bayerischen Staatsforstverwaltung konnte zwar die Auswirkungen des Antrages abmildern, nicht aber höhere Nutzungen und Absenkungen der Umtriebszeit verhindern. Die Folgen waren ein Rückgang der Naturverjüngung und die Zunahme der Fichten (STEINLE 1978).

Die Gedanken der Bodenreinertragslehre blieben nicht auf Bayern beschränkt. Sie fanden Gegner und Befürworter. Der Aufschwung des Fichtenanbaus aus dieser Zeit ist auch in unseren Wäldern abzulesen. Überall dort zu unserer Freude, wo der richtige Standort gewählt wurde und wir von den Erträgen dieser Bestände leben. Zu unserem Ärger dort, wo sie wider besseres forstliches Wissen hingepflanzt wurden und zu durchbrochenen, krankheitsanfälligen und insektenbefallenen Beständen geführt haben.

Und wie steht es heute um uns?

Die Bodenreinertragslehre ist längst Forstgeschichte – einige ihrer Prinzipien aber sind lange lebendig geblieben. Lebendiger eigenartigerweise als Konzepte aus der waldbaulich ideenreichen Zeit zwischen den beiden Kriegen. Man dachte in diesen Jahren wieder mehr über naturgemäßere Waldbauformen nach, hatte aber keinen durchschlagenden Erfolg. Kein Wunder – lange genug – insbesondere in den letzten Jahrzehnten – sanken

die Erträge aus der Forstwirtschaft. Man wurde mit den Investitionen sparsamer.

Hat man nicht auch ein wenig geistige Anleihe bei der Landwirtschaft gemacht? Die Propagierung der Düngung im Walde, der plantagenartige Anbau von Wald, die Festlegung von „Zuchtzielen" beim Wild könnten darauf hindeuten. Inzwischen erinnert man sich mehr und mehr der alten Weisheit, daß der Wald eben anderen Gesetzen unterliegt.

Wenn man den Standort der Forstwirtschaft als Momentaufnahme in sich aufnehmen möchte, geht es nicht ohne diese Andeutungen aus jüngster Vergangenheit – und unsere jüngste Vergangenheit sind eben die letzten 150 Jahre.

Interessant ist es übrigens, wie man uns heute von Skandinavien aus sieht. Man sagt:

- Deutschland sei die Wiege der Forstwirtschaft,
- kein Land habe so qualitativ hochwertige Bestände, so hohe Holzvorräte auf großen Flächen, so eine wertvolle Holzreserve,
- Deutschlands forstliche Philosophie sei die der Vorratswirtschaft,
- in Deutschland nutze man alle Standortsunterschiede, daher stelle sich der Wald als bunter Teppich aus vielen kleinen Beständen dar.

Unsere Art, Forstwirtschaft zu betreiben, hat aus skandinavischer Sicht natürlich auch ihre Nachteile. Man sagt:

- durch den vielfältigen Waldaufbau sei die einzelne Holzeinschlagsstelle zu klein und demzufolge mit erhöhten Kosten belastet,
- das Wegenetz sei wegen der Vielzahl der Waldbesitzer zu dicht,
- die forstliche Mechanisierung habe in der Bundesrepublik kaum Eingang gefunden,
- die Waldarbeit sei auf Grund dieser Besonderheiten zu teuer.

Die Charakteristik ist ganz treffend. Sie freut uns, weil offentlichtlich unsere Forstwirtschaftsphilosophie noch deutlich erkennbar ist. Sie belastet auch. – Natürlich wissen wir ohnehin längst, daß unsere Rendite gering – zu gering – ist. Die steigenden Rohholzpreise der letzten Jahre müssen zunächst einmal als die Schwalben gewertet werden, die bekanntlich noch keinen Sommer machen.

Die Reaktion der Waldbesitzer, der Forstverwaltungen und der Forstleute auf diese Situation ist von weitreichender Bedeutung, denn die Pflanzung von 1979 ist je nach Baumart – ausgenommen sei die Pappel – frühestens 2060, spätestens 2200 hiebsreif. Natürlich unterstellen wir, daß dann

noch eine lebendige Holznachfrage besteht und wir hoffen, mit 50 % Laub- und 50 % Nadelwald die Wünsche unserer Urenkel befriedigen zu können.

Gut, werden Sie sagen – aber wie sieht das im forstlichen Alltag aus? Hier meine Antwort am Beispiel einiger neuralgischer Punkte unseres Dialogs:

Urwald – Wirtschaftswald

Horst STERN (1979) bezeichnet unsere Wälder – besser unsere Naturwaldreservate – als Oldtimer unter den modernen Waldmodellen. All unser Wald ist ja irgendwann einmal vom Menschen genutzt und geprägt worden.

Ich habe Urwälder in Kanada und an der polnisch-sowjetischen Grenze gesehen – ein unauslöschlicher Eindruck für einen Forstmann. Aber tritt nicht im Urwald das Sterbende greller hervor als das Wachsende? Ist der Kulturwald nicht lebensfreundlicher? Ist der Urwald nicht vom Menschen fast unbetretbar, bietet er nicht wenig Lebensmöglichkeiten (KREMSER 1971)? Haben Sie einmal die potenzierte feierliche Stille im Fichtenurwald mit bis zu 400jährigen Bäumen unterhalb des Lusen an der tschechoslowakischen Grenze erlebt? Kein Wald in Westfalen-Lippe kann den Eindruck verdrängen, den dieser Wald auf mich gemacht hat. – Aber Urwald ist menschenfeindlich, Kulturwald ist bewohnbarer Wald. KREMSER (1971) sagt: Urwald dient bei uns schaustellerischen Zwecken, nicht dekorativen wie der Park. Urwald ist wie eine alte Kutschlaterne, nicht aber Requisit der lebendigen materiellen Kultur. Bei uns wohlgemerkt, in unserem dichtbesiedelten mitteleuropäischen Raum.

Muß ich betonen, daß ich um die Erhaltung jeden Ur- oder Naturwaldes kämpfen werde?

Altersklassenwald – Naturwald

SCHERZINGER's (1978) Tierbestandsaufnahmen im Nationalpark Bayerischer Wald sind eine faszinierende Lektüre. Der natürliche Bergmischwald beherbergt alle Vogelarten des inneren Bayerischen Waldes sagt er und stellt fest, daß die im Altersklassenbetrieb bewirtschafteten Flächen stets nur Ausschnitte der potentiellen Vielfalt zeigen.

Wir haben aber nun einmal einen Wirtschaftswald vor uns. Nehmen wir – so betont der Zoologe – die Roten Listen hervor und gestalten den Wald nach den Ansprüchen einzelner Indikatoren, dann zeigt sich,

- daß die Verbindung der Reliktvorkommen des Auerhuhns durch Beseitigung der für diese Art nicht bewohnbaren Buchen-Stangenhölzer automatisch die Rückzugsgebiete des Weißrückenspechtes zerstört,
- daß die Förderung junger Nadelhölzer zu Gunsten des Sperlingskauzes

der Notwendigkeit der Hebung des Laubholzanteiles für das Haselhuhn entgegensteht,
- daß mit der Auflockerung der Wälder für den Habicht die dichten Bestände weichen, die der Sperber braucht,
- daß die Öffnung des Kronendaches zur Belichtung des Waldbodens zwar Tanne, Krautschicht und Kleinsänger fördert, aber Waldschnepfe und Zwergschnäpper benachteiligt,
- daß weite Kahlflächen zwar Wespenbussarde und Birkhuhn zu Gute kommen, aber den Höhlenbrütern den Lebensraum nehmen.

Wir könnten weiträumiges Nebeneinander durch engeres Miteinander erreichen, bemühen wir uns nur um standortsgerechten, abwechslungsreichen Waldaufbau. Muß ich betonen, daß uns Forstleuten ein derartiger Waldaufbau am Herzen liegt?

Auch Fichtenwälder gehören zur Umwelt

Der Hinweis auf den 120 km breiten Trockengraben zwischen dem Thüringer Wald und dem Sauerland, der der Fichte die Einwanderung nach der Eiszeit verwehrte, bringt Ihnen nichts Neues. Die natürliche Laubholzbestockung wäre im Sauerland sicher nicht so umfangreich gewesen, wenn die Fichte hätte kommen können. Beste Standorts- und Wuchsbedingungen findet sie hier vor. 64 % der Waldfläche hat sie hier erobert, dabei soll es dann auch bleiben; höchstens im kleinbäuerlichen Waldbesitz wird sie ihren Flächenanteil noch ein wenig ausbauen. Wenn dies allerdings in Wiesentälern geschieht, bachbegleitend im Walde, waldrandzerstörend als Feldaufforstung oder laubholzverdrängend, findet es nicht unsere forstfachliche Billigung und Unterstützung.

Rund 1.000 ha der sauerländischen Fichtenbestände gehören übrigens zu den Eliten. Sie sind in das Erntezulassungsregister eingetragen und gelten als Eltern für künftige Fichtengenerationen. Strenge Maßstäbe werden bei derartiger Auswahl angelegt. Nur gesunde Waldbestände mit optimalem Erscheinungsbild kommen in Frage. Im Sauerland haben wir so gute Bestände, weil die Fichte Lebensumstände findet, die ihren Ansprüchen voll entgegenkommen (SPAHLINGER 1976).

Fichtenbestände auf Standorten, die ihnen zusagen, sind nicht krank, instabil und naturfremd; sie können aber bei unkontrollierter Zunahme zu einer Einseitigkeit und Uniformität führen, die unserer guten waldbaulichen Tradition widerspricht.

Anders z. B. im Münsterland. Hier ist die Fichte fehl am Platze. Sie erreicht kaum ihr forstwirtschaftliches Alter – ihre Umtriebszeit – weil Sturm, Schnee und Insekten ihr vorher den Garaus machen.

Im Staatswald des Forstamtes Münster haben wir daraus in den letzten Jahren unsere Konsequenzen gezogen: Von den 68 ha Eichenpflanzungen sind 35 ha Rückführungen ehemaliger Fichtenbestände in Stieleichenpflanzungen.

Haben Sie das landespflegerische Gutachten für das Kernkraftwerk Hamm gelesen? Es wurde 1976 im Auftrage des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales unseres Landes durch das Büro Werkmeister aufgestellt. Man kann darin fast nebeneinander von den formalästhetischen Qualitäten der Kühlturmanlagen wegen deren hyperbolischen Schwunges lesen und den Landschaftsschäden, die in deren unmittelbarer Umgebung zu entdecken sind, z. B. Acker- und Fichtenflächen. Kühn und schwungvoll gezeichnete Kulissenpflanzungen sollen laut Gutachtensvorschlag später einmal diese Landschaftsschäden abschirmen. Bemerkenswerte Gedankengänge!

Pappeln bieten vielseitige Vorteile

Auch über die Pappel muß gesprochen werden. Mit ihr gibt es doppelte Probleme. Die einen bezeichnen sie als landschaftszerstörend, die anderen als nicht waldgerecht. Die engbegründete Plantage ohne Zwischen- und Unterstand ist in der Tat keine Landschaftszierde. Weitständig gepflanzt mit schattenertragendem Unterbau darf aber diese Baumart mit ihrem gut zersetzbaren Laub, ihrer Standfestigkeit, ihrer Pioniereigenschaft auf Rekultivierungsflächen, ihrer Bedeutung für Klima und Windschutz, ihrem schnellen Wachstum und ihrem hohen Holzertrag nicht abwertend beurteilt werden.

Vorwiegend handelt es sich bei uns um Schwarzpappeln, dem Baum der Auwaldgesellschaften, der seit wenigstens 200 Jahren im ganzen nordwesteuropäischen Raum angebaut wird. Aus natürlich entstandenen Hybriden zwischen amerikanischen Schwarzpappeln – die übrigens von französischen Kanadasiedlern mitgebracht worden sind – und ihren europäischen Verwandten hat sie sich entwickelt. Von forstlichem Interesse sind daneben natürlich auch einerseits die Balsampappeln und andererseits Aspen und Silberpappeln und deren natürliche Kreuzung, die Graupappel (LANGE 1979).

Die Pappel ist ein Baum unserer Landschaft. Sie hat Eigenschaften und erfüllt Funktionen, die einen festen Platz in unserem System haben. Zahlenmäßig übertriebener Plantagenanbau steht nicht auf forstlichen Zukunftsprogrammen. Er ist nach unserer Auffassung ebenso als modischer Abweg zu bezeichnen, wie die Forderung nach der Entpappelung unserer Landschaft.

Ein Wort zur Holzerzeugung

Die Erzeugung von Holz bleibt eine Hauptaufgabe der Forstwirtschaft. Immerhin nutzen wir in der Bundesrepublik rund 28 Millionen cbm je Jahr und führen die gleiche Menge ein. So viel Holz wird hier gebraucht. Allein in Nordrhein-Westfalen sind es umgerechnet auf den Kopf der Bevölkerung je Jahr 0,9 fm.

Da gab es einmal die Empfehlung an die Adresse der Forstleute, einen Wald zu schaffen, der ausschließlich unseren sozialen Bedürfnissen entgegenkommt. Holz könne man importieren. Wer sich vor Augen führt, welche überragende Bedeutung Holz im Leben des Menschen einnimmt und wie ungleich dieses Gut auf der Welt verfügbar ist, weiß, daß dieser Vorschlag undiskutabel ist. Es sei hier noch einmal daran erinnert, daß in vielen Entwicklungsländern eine Energiekrise eigener Art vor der Tür steht – Brennholznot, daß die verkehrsmäßig erreichbaren tropischen Wälder kaum noch wirtschaftlich nutzbare namhafte Holzreserven haben und daß unsere skandinavischen Nachbarn Holz importieren, um dem Bedarf ihrer Wirtschaft gerecht zu werden.

Der Weltholzverbrauch liegt bei 2,7 Milliarden cbm. Das ist rein gewichtsmäßig mehr als der Weltverbrauch an Erdöl (2,3 Milliarden to) und an Steinkohle (2 Milliarden to). Alle Prognosen deuten auf eine wachsende Tendenz hin.

Die Holzvorräte der Welt werden immer stärker in Anspruch genommen. Auf entsprechenden Standorten und unter Berücksichtigung aller übrigen Funktionen des Waldes werden auch wir unsere Holzerzeugung steigern müssen. Manche Ödlandfläche und mancher Grenzertragsboden wird dem Wald zufallen. Für Europa nehmen wir eine Zunahme der Waldfläche bis zum Jahr 2000 um 5 % an. Der Wirtschaftswald wird im gleichen Zeitraum sogar um 10 % wachsen, weil z. B. Niederwald in Hochwald umgewandelt wird oder produktionslose Waldflächen forstlich bewirtschaftet werden.

Längst wird überlegt, wie Holzabfälle und Industrieresthölzer, wie Altpapier und Altholz wirtschaftlich verwendet werden können. Über Holzverzuckerungsverfahren wird diskutiert und neuderdings befaßt sich eine Schweizer Chemiefirma mit der Gewinnung von Motorentreibstoff aus Holz.

Auch an diese Stelle gehört die Versicherung, daß wir Forstleute diese Entwicklung nicht als Aufforderung zur Anlage großer gleichförmiger Holzplantagen verstehen. Aber aufgeben können wir die Holzerzeugung mit Sicherheit nicht. Unser Leben, unsere Wirtschaft ist auf die Nutzung

dieses umweltfreundlich reproduzierbaren Rohstoffes angewiesen. Wir Forstleute kennen das hohe Kapital, welches wir hier in der Bundesrepublik auf weiten Flächen durch die Güte unserer Standorte besitzen. Darauf baut und plant man vernünftigerweise vordringlich leistungsstarke, holzreiche Altwälder mit Bäumen von bester Qualität. Für die gezielte Herstellung von Massenware sind unsere Böden zu schade. Sie fällt ohnehin im Laufe eines Bestandeslebens an. Sie wissen, daß bei der Pflege eines bewirtschafteten Waldes verschiedene Durchforstungen notwendig sind, in denen schwaches Holz genutzt werden muß, um den verbleibenden Bäumen Wuchs- und Entwicklungsraum zu geben. Oft sind erste Durchforstungen Zusatzgeschäfte. Der Waldbesitzer macht sie nicht gern oder gar nicht, wenn sie ihn nur Geld kosten. Auf den Absatz dieses Holzes sind wir Forstleute angewiesen. Die Industriewerbung, die bei der Verwendung ihrer chemischen oder Kunststoffprodukte die Schonung des Waldes verheißt, ist gedanklich auf dem Holzwege – zumindest aber beweist sie totale Unkenntnis von dem, was auf fast 30 % der Fläche der Bundesrepublik vorgeht – auch sie spricht aber von ihrem Wald-Umweltschutz-Engagement.

Holzerzeugung muß nichts mit Holzplantage zu tun haben. Man kann Holz auch in naturnahen Wäldern erzeugen. Übrigens: die sensationellen Meldungen, daß im Staatswald Nordrhein-Westfalens Versuche mit naturnaher Waldbewirtschaftung gemacht werden, konnten dem Fachmann nur ein müdes Lächeln abgewinnen. Versuchen brauchen wir das nicht. Wir wissen, wie das geht und können jederzeit im Staatswald und insbesondere auch im Großprivatwald naturnahe Waldbewirtschaftung auf großen Flächen vorführen. Sie wissen sicher von der Existenz der Arbeitsgemeinschaft für naturgemäße Waldwirtschaft, die viele Mitglieder aus dem Großprivatwald Westfalen-Lippes hat. Vor 2 Jahren war deren bundesweite Jahrestagung im Revier des Fürsten Salm in Coesfeld.

Ohne Maschinen geht es nicht

Jeder von uns lebt in Betrieb und Haushalt mit modernster Technik, viele wünschen sich aber in Wald und Feld ein Leben in Biedermeierromantik. Bei steigenden Kosten müssen auch wir uns um Leistungssteigerung und Rationalisierung bemühen. Motorsägen, Holztransportfahrzeuge und Waldwege (wenn es nicht zu viele werden und frische Bauwunden verheilt sind) gehören zum forstlichen Alltag. Aus dem Stadium der Experimente sind wir heraus. Holzabfuhr und Holztransport haben hohes technisches Niveau erreicht und wir brauchen sie, um unsere Produkte preisgünstig absetzen zu können.

Holzernte und Wegebau stören das wohltuende Bild des friedlichen und harmonischen Waldes. Ist es aber nicht ganz natürlich, daß in einem Wirtschaftswald hier und da auch einmal eine Baustelle auftritt. Jeder von Ih-

nen plant und schafft um sich herum, greift in gebautes und gewachsenes ein, schafft Baustellen und viele erwarten, daß Waldbesitzer und Forstleute wie die Heinzelmännchen wirtschaften (NIESSLEIN 1976).

Wir sind seit einigen Jahren intensiv damit beschäftigt, mechanisierte Arbeitsverfahren zu entwickeln und tariffähig zu machen, die mit leichten, wendigen aber auch leistungsstarken Maschinen konzipiert sind, die waldbaulich differenzierte Arbeit ermöglichen, die landschaftliche Schäden und Schäden am stehenden Bestand vermeiden und die für den Waldarbeiter eine wirkliche Arbeitserleichterung bringen.

Dabei wollen wir nicht die Mechanisierung um ihres eigenen Wertes willen forcieren. Wir streben nicht das an, was technisch möglich ist, sondern wählen den wirtschaftlich günstigsten und ergonomisch befriedigendsten Weg. Wir sind uns absolut bewußt, daß unser forstliches Tun biologischer Natur ist, ihm hat sich die Technik unterzuordnen.

Zusammenarbeit führt zum Ziel

Über das Thema: „Waldnutzung heute" gäbe es noch unendlich viel zu sagen. Ich hätte Sie gern noch viel eingehender informiert, aber den Möglichkeiten im Rahmen eines Referates sind Grenzen gesetzt. Bitte bedenken Sie aber immer, wenn Sie es mit Wald zu tun haben:

- Wald ist kein herrenloses Gut, kein Selbstbedienungsladen der Natur, von dem man sich alles aneignen kann, was einem nützlich ist. Die Beanspruchung des Waldes verursacht auch Kosten. Wem die Fichte im Erholungswald aus ästhetischen Gründen suspekt erscheint, der muß gleichzeitig den Standpunkt vertreten, daß der Steuerzahler für die Herstellung eines Buchenbestandes in die Tasche greift (NIESSLEIN 1976).

- Holzerzeugung kostet heute bei pfleglicher und nachhaltiger Bewirtschaftung je Hektar im Durchschnitt 500,- bis 600,- DM.

- Tante Emma macht den Laden zu, wenn sie keine Freude mehr an ihm hat. Der Bauer mäht seine Wiese nicht mehr, wenn der Ertrag nicht mehr lohnt. Im Wald ist die Bewirtschaftung seine soziale Pflicht, - ob er verdient oder draufzahlt ist dabei gleichgültig, hat Horst STERN (1979) in dem eben erschienenen Buch „Rettet den Wald" gesagt.

- Zwischen Forstwirtschaft und Naturschutz muß ein gestörtes Verhältnis bestehen, wenn das was heute vorhanden ist, als unveränderbar angesehen wird und wenn man versäumt, mit Menschen und Rechten, mit Bedürfnissen und Interessen zu rechnen. Muß es nicht eines unserer Ziele sein, eine Basis für eine gemeinsame Sprache zwischen Ökologen, Tech-

nologen und Ökonomen bei allen umweltrelevanten Entscheidungen zu finden?

Literatur

HÄBERLE, S. (1979): Arbeit und Kapital im Forstbetrieb. Forst- und Holzwirt **10,** 313. - KNIGGE, W. (1978): Die Rohstoffunktion unserer Wälder an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Forstarchiv **6,** 105. - KREMSER, W. (1970): Ist technischer Fortschritt mit waldbaulichem Fortschritt vereinbar? Forst- und Holzwirt **7,** 129. - KREMSER, W. (1971): Umweltschutz und Wald. Forst- und Holzwirt **24,** 473. - LANGE, O. (1979): Ist die Pappel eine landschaftsstörende Baumart? Garten und Landschaft **11,** 820. - MANTEL, K. (1965): Sprachgebrauch und sprachgeschichtliche Ableitung des Wortes Forst. Forst- und Holzwirt **21,** 484. - NIESSLEIN, E. (1976): Forstwirtschaft zwischen Holzproduktion und Dienstleistung. Holz-Zentralbl. **16.** - SCHERZINGER, W. (1978): Tierbestandsaufnahmen im Nationalpark Bayerischer Wald. 2. Tagungsbericht Forschung in mitteleuropäischen Nationalparken Grafenau, S. 58. - SPAHLINGER, D. (1976): Möglichkeiten der Beeinflussung von Massen- und Wertleistungen in jungen Fichtenbeständen. Vortrag bei der Hilchenbacher Forstvereinstagung 1976, unveröffentlicht. - SPEER, J. (1977): Die gegenwärtige Bedeutung der Urproduktion in der Industriegesellschaft. Allgemeine Forstzeitschrift **44,** 1088. - STEINERT, H. (1979): Dauerte der Eiszeit-Einbruch nur 150 Jahre? Frankfurter Allgemeine Zeitung 7. 11. 79. - STEINLE, M. (1978): Aufgaben der Bayerischen Staatsforstverwaltung im Wandel der Zeit. Allgemeine Forstzeitschrift **40,** 1144. - STERN, H. u. a. (1979): Rettet den Wald. München. - WEGENER, H. J. (1978): Vom landesherrlichen Territorialwesen zu moderner Forstpolitik. Allgemeine Forstzeitschrift **36,** 1007. - WERKMEISTER, Büro (1976): Landespflegerisches Gutachten für das Kernkraftwerk Hamm. Stufe 1, S. 21.

Anschrift des Verfassers: Abteilungsdirektor Hans-Jürgen Wegener, Siekland 19, 4542 Tecklenburg.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Natur und Heimat

Jahr/Year: 1980

Band/Volume: 40

Autor(en)/Author(s): Wegener Hans-Jürgen

Artikel/Article: Waldnutzung heute 20-34